

Wolfgang Kil

Zeitreisen

Drei Ausflüge nach Radebeul

*Festvortrag zum 20. Vereinsjubiläum des Vereins für Denkmalpflege und Neues Bauen
Radebeul e.V. am 1. März 2013*

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Gestatten Sie mir zu Beginn ein Geständnis: Als ich die Einladung erhielt, zu Ihrer Jubiläumsfeier hier in Radebeul zu sprechen, durchfuhr mich ganz spontan ein leichter Schauer. Ein Bürgerverein für Baukultur! Da hatte ich ja schon so allerhand Erfahrungen gesammelt.

Landauf, landab, man kann schon sagen bundesweit machen diese Vereinigungen von sich reden: Etwa wenn sie in Berlin und Potsdam für den Neuaufbau verschwundener Schlösser sorgten, in Leipzig am liebsten ihre schändlich gesprengte Universitätskirche als Kopie wiedergehabt hätten. In Dresden – aber was erzähle ich Ihnen da! – streitet so ein Bürgerverein seit vielen Jahren für die Wiederkehr eines Neumarkts, ganz so, wie von Canaletto gemalt. Zuallermeist bekennde Altstadtfreunde also, die über riesige Sammlungen vergilbter Ansichtskarten verfügen, gern mit alten Grundrissplänen wedeln und nicht nur jederzeit die Gestaltungssatzung ihrer Heimatgemeinde fehlerfrei rezitieren, sondern auf Anhieb auch jede Grundsteinlegung und Einweihungsfeier datieren können – sei es für Rathaus und Lyzeum wie für Bahnhof, Freibad, Hotel X, Kaufhaus Y und Villa Z. Ganz zu schweigen natürlich vom Pavillon im Stadtpark, denn schließlich wird der einem Baumeister zugeschrieben, der höchstwahrscheinlich als Student einst dem großen Gustave Eiffel als Assistent zur Hand gehen durfte.

Ich war also auf pure Barock-, Stuck- und andere Stilseligkeiten gefasst, bis mir dann aber – zum Glück – die Zweiteiligkeit Ihres Vereinsnamens ins Bewusstsein drang: Da stand ja nicht nur „Verein für Denkmalpflege...“, sondern weiter: „**und neues Bauen**“. Damit hat Radebeul, soweit ich das überblicke, sich ein ziemliches Alleinstellungsmerkmal geschaffen

unter den Baukulturvereinen hierzulande. (Sollten anderenorts Gruppen doch noch ähnlich zeitübergreifend tätig sein, so bitte ich diese um ihr gnädiges Pardon.)

Denkmalpflege. und **Neues Bauen.** In der gewaltigen Spanne zwischen diesen beiden Polen schien mir nun ein Thema zu stecken, unter dem recht viele Vorhaben und Erfahrungen Ihres Vereins sich berühren lassen müssten: die ZEIT. Und obwohl ich weiß, dass es ein sehr spezielles Radebeuler Museumsprojekt gleichen Namens gibt, habe ich wegen der verlockenden Vieldeutigkeit dieses Motto für meinen Beitrag gewählt: ZEITREISEN. Damit nun niemand einen verengten Geschichtsblick fürchten muss, will ich Sie einladen, mir auf drei Spaziergängen durch Ihre Stadt zu folgen.

1. Ausflug: Bismarck-Turm

Die erste Station ist eher symbolisch gewählt, um Ihnen meine Erzählabsichten zu erklären. In den Projektzeichnungen zur Wiedernutzbarmachung des dicken alten Turmes mit der grandiosen Fernsicht habe ich nämlich ein – wie ich finde: vergnügliches – Schema entdeckt, dass ich gern symbolhaft für Selbstverständnis und Wirkung Ihres Vereins interpretieren möchte. Die schönen Zeichnungen, erst Periskop, dann Leiter, mit deren Hilfe die Freunde der Baukultur aus der Tiefe ihrer Ortskenntnis und lokalen Verbundenheit ans Licht und somit zum freien „Weltenblick“ emporstreben – darin würde ich gern ein Gleichnis für den „idealen Baukultur-Verein“ erblicken.

Aber dann doch zuerst einmal zum Naheliegenden. Sie werden es am Ton meiner Einleitung schon gemerkt haben: Ich habe so meine Probleme mit jenen emsigen Heimathistorikern, deren Belesenheit jeden ordentlich bestallten Denkmalpfleger das Fürchten lehrt, und die sich aber auch furchtlos mit jedem Bürgermeister anlegen, der meint, nonchalant über das hinweg bauen zu können, was ihnen unerschütterlich am Herzen liegt – nämlich die Spuren und Bilder der „**historischen**“ Stadt.

Ich will jetzt nicht falsch verstanden werden: Meine Achtung vor dem stupenden geschichtlichen Wissen jener Enthusiasten ist nicht ganz frei von Neid. Auch ich bediene mich bei Gelegenheit gern ihrer Archivfunde und Dokumentationen. Eigentlich brennt mir, angesichts so vieler unermüdlicher Freunde unseres immer noch reichen architektonischen Erbes, ja nur ein Wunsch auf der Seele: Bitte, bitte, Ihr guten Leute, nehmt Eure eigene Lieblingsvokabel ernst. Überlegt einmal, was das Wort wirklich meint, das Euch so jederzeit flott von den Lippen kommt: **Historisch!**

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird *historisch* so selbstverständlich (wie fälschlich) mit *alt* gleichgesetzt. Diese Begriffsverschiebung fällt immer dann erst auf, wenn Diskutanten merken, dass da verschiedene Zeitabschnitte miteinander konkurrieren; dass es also offenbar unterschiedliche Formen des „Alt-Seins“ gibt. Und wenn nun, wie heute allgemein der Konsens scheint, **Alter = Wertigkeit** bedeutet, müsste es dann nicht eigentlich heißen: Gotik ist historischer als Barock? Klassizismus historischer als Jugendstil? Die Gründerzeit historischer als ... nein!! Was immer nach der Gründerzeit kam, gilt im hier zitierten Konsens gar nicht als „historisch“. Die Neue Sachlichkeit, weiter gefasst als erst Klassische, dann Nachkriegs-Moderne bis hin schließlich zum Plattenbau ... alles das gilt heutzutage gemeinhin (also jenseits denkmalkundlich eingeweihter Kreise) als „anonym“, „monoton“, „ärmlich“. „**Historisch**“ ist gaaaanz anders!

Sie halten das für übertrieben? Ich wünschte, es wäre so, aber nach bester deutscher Tradition hat – in massiver Lobbyarbeit betrieben von den Liebhabern unserer „historischen“ Altstädte – solches Denken Gesetzeskraft erlangt. Gemeint ist jene seltsame Stichtagregelung, nach der beim *Stadtumbau-Ost* bestimmte Stadtepochen rein finanztechnisch vor der Abrissbirne bewahrt werden sollen: Schrumpfungsbedingte Abrisse dürfen demnach nicht mehr gefördert werden in Beständen vor 1918 und nur noch eingeschränkt in Beständen vor 1948 ...

Aber 1918 ... 1948 – was sind denn das für Kenndaten der Baugeschichte? Kein Schelm, wer Böses dabei denkt: Wenn schon Leerstände beseitigen müssen, dann verzichten wir am besten auf Genossenschaftssiedlungen und sozialen Wohnungsbau. Unsere Altstadtfreunde lassen grüßen.

Ach, es ist ja wahr! Die hier so rüpelhaft zur Disposition gestellten Bauepochen des 20. Jahrhunderts waren selber nicht zimperlich mit dem Erbe ihrer Vorväter umgegangen. Diskussionen darüber, wie eine Gesellschaft sich architektonisch einzurichten versucht, folgen Konjunkturen. Jede Zeit hat andere Ideale, erstrebt andere Ziele. Und dabei scheint noch jede Generation die Ideen und Taten ihrer Vorgänger erst einmal geißeln zu müssen – da wird dann das eben noch gültige Vorzugsmodell der Alten zum Feindbild schlechthin erklärt.

Das war schon so, als Werner Hegemann 1930 in seiner Streitschrift *Das steinerne Berlin* mit der Gründerzeit abrechnete. Und es wiederholte sich 1964, als der Berliner Publizist Wolf-Jobst Siedler seinen elegischen Essay *Die gemordete Stadt – Ein Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum* herausbrachte.

Von 1930 bis 1964, also dreieinhalb Jahrzehnte lang hatte unangefochten ein breiter gesellschaftlicher Konsens gegolten: zur Moderne gibt es keine Alternative. Ihr reduziertes, schlicht zweckrationales Funktionsdesign galt – erst recht nach den traumatischen Terror- und Kriegserfahrungen – als Ausdruck rasanter Fortschrittlichkeit. Noch bis Mitte der 1970er Jahre etwa erbrachten Umfragen der Neuen Heimat vernichtende Urteile über historische Innenstädte. Gerade jüngere Bürger hätten mit Flächensanierungen selbst in den wenigen unversehrt gebliebenen Hochburgen der Fachwerkarchitektur keinerlei Probleme. Stadtsanierung war damals (wie heute) ein positiver Begriff; allerdings bedeutete er damals eben: Flächensanierung, sprich: Abriss und Ersatz-Neubau. In Ost wie West.

Mit Siedlers Streitschrift schlug das Pendel zurück. An die nachhaltige Wirkung dieser reich bebilderten Beispielsammlung konnte der Autor anfangs wohl selber kaum glauben, meinte er sich im Vorwort noch wegen seiner „ironischen Zuneigung zum Gestern“ und seinem „reaktionären Frohmut“ entschuldigen zu müssen. Doch mit seinen Lobgesängen auf Idylle und Behaglichkeit zwischen Gaslaternen, Schmiedeeisen und Fassadenstuck schien er den Geist seiner Zeit (1964!) exakt getroffen zu haben. Die Schrift wurde zum Fanal gegen den „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ und die „Seelenlosigkeit des Betons“. Siedlers rein ästhetischer Aversion gegen die abstrakte Rationalität zeitgenössischen Bauens schlossen sich erst kritische Soziologen mit sozial bedenkenswerten Analysen an, bald zogen einflussreiche Medien mit Lust an schriller Zuspitzung nach. Aus der Kritik an erkennbaren Fehlentwicklungen, aus dem Ruf nach mehr Patina, Handschrift, Abwechslung und Emotion, wurde die pauschale Zurückweisung des kompletten Modells. Von nun an war „die Moderne“ an allem schuld, bis hin zur Zerrüttung der Ehen, Drogenkonsum und Jugendkriminalität. Im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 wurden die neuen Leitbilder ausgerufen. Es waren die – bis eben noch verdammten – alten. War in den Fünfziger- und Sechzigerjahren der Stuck von abertausenden Fassaden abgeschlagen worden war, so kam er jetzt bei sehr vielen wieder dran – auch wieder in Ost wie West. „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“.

Und dann, nach wiederum dreißig Jahren, machte ein Berliner Journalist die *Generation Alex* ausfindig: Aufbegehrende Kinder, die sich von den hartkantigen Figuren avantgardistischen Bauens nicht länger abschrecken, sondern plötzlich erneut faszinieren lassen. Deren bewunderte Architekturidole Tadao Ando, Herzog & de Meuron oder Zaha Hadid heißen, allesamt wieder Propheten einer kühlen, betont industriellen Ästhetik. Erleben wir also gerade den nächsten Pendelschlag? Sucht der Zeitgeist wieder mal Tapetenwechsel – weg vom Stuckornament, hin zur kahlen Sichtbetonwand?

Das Problem, so dürfte deutlich geworden sein, steckt zum einen in dem Wörtchen *ästhetisch*. Denn unter allen Kriterien, derer sich Menschen bei ihrer Weltbetrachtung bedienen, zählt die Ästhetik zu den flüchtigsten Fähnlein im Winde, weshalb schon Adolf Loos, der bedeutende Wiener Architekt, vor einer Überbewertung des schönen Augenscheins warnte: „Änderungen des alten Stadtbildes dürfen nur aus praktischen Gründen, niemals aber aus ästhetischen Gründen erfolgen. Ästhetische Gründe unterliegen der Wandlung, und da wir bisher immer unrecht gehabt haben, werden wir in alle Zukunft unrecht haben.“

Übrigens gilt das bei Häusern genauso: Worin unterscheidet sich das „Modernisieren“ alter Gründerzeitfassaden durch „Abstucken“ von der rein aufhübschenden Übermalung eines als zu trist empfundenen Plattenbaus? Ersteres wurde endlich als verwerflich erkannt; letzteres gilt nach wie vor als baukulturelle Rettungstat. Wie lange noch?

Doch es ist ja nicht nur „Ästhetik“ im Spiel, irgendwie geht es auch um „Moral“. Wollen wir die *Geschichte*, oder uns einfach nur *wohl fühlen*? Wollen wir *Denkmale* erkennen und pflegen oder ein *Stadtbild* illustrieren? Lassen Sie uns zum Naheliegenden greifen: dem Beispiel Dresden. Hatte der Wiederaufbau der Frauenkirche weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen Denkwandel in Bezug auf den Wiederaufbau verlorener Bauten in Gang gesetzt, so begannen die darauf folgenden Freizügigkeiten rings um den Neumarkt nun das jahrzehntelang geltende Grundverständnis des Denkmalschutzes zu unterminieren. Da wurden – immer unter der Parole „historischer Vorlagen“ – Schmuckform und Nutzfunktion verschiedenster Jahrhunderte munter vermengt. Im Quartier II etwa erhielt ein „Leitbau“, also ein Bau unter angeblich besonders kontrollierter Denkmalgarantie, stillschweigend ein zusätzliches Nutzgeschoss (wegen der Rendite). Gegenüber darf sich ein Betonskelett unter barockisierender Thermohaut großartig „Hotel de Saxe“ nennen, obwohl es die freie Nachschöpfung eines Hauses ist, das nicht im Feuersturm 1945 unterging, sondern schon 1888 einem wilhelminischen Postamt weichen musste. „Die Stadt ist genügsam“, so der süffisante Kommentar eines Kritikerkollegen, „für den Touristen wird’s als Hintergrund für ein Handyfoto schon reichen.“

Inzwischen schlagen Kulturkritiker Alarm: Alter? Bedeutung? Authentizität? Alles ohne Belang! Schönheit an sich habe Konjunktur! Wem das Leben schon Angst mache, der suche Anlehnung an eine gefällige Geschichte. Wenigstens im Rückblick traute Verhältnisse – das entlaste. In den überall aufflammenden Diskussionen drohen nun aber sichere Fronten

aufzuweichen: Wie lange wird sich ein institutioneller, d.h. fachlich fundierter Denkmalbegriff noch in den alltagspolitischen Konflikten zwischen „schön“ oder „wahr“ durchsetzen können? Immer häufiger sehen Bauhistoriker sich als stilkundliche Berater in urbane Marketingstrategien verstrickt. Im Wettlauf der Standortkonkurrenzen werden immer mehr Städte zu Themenparks umgerüstet. Die „Gute alte Zeit“ avanciert zum weichen Standortfaktor.

Ich muss aufpassen, dass ich mich nicht in Radebeul über meine Konflikte mit Dresden ausweine. Obwohl ... so ganz fremd dürften Erfahrungen mit der „Guten alten Zeit als Standortfaktor“ auch Ihnen nicht sein. Also auf zu unserem zweiten Spaziergang.

2. Ausflug: Alt-Kötzschenbroda

Als die DDR sich ihrem Ende zuneigte, notierte der Dresdner Dichter Thomas Rosenlöcher in seinem Tagebuch unter dem Datum 6. Dezember 1989 folgende kleine Geschichte:

„Dieses Jahr ist am Rande von Dresden die Pirnaer Landstraße verkauft worden. Ein Straßenarbeiter [...] versicherte mir, daß die von drüben die Pflastersteine mit ihrer Technik ohne weiteres abtransportiert hätten. Obwohl die Pirnaer Landstraße zu Teilen nun im Hunsrück oder im Taunus, in Freiburg oder in Bremen liegt, heißt sie hier, Asphalt drüber und damit fertig, noch immer Pirnaer Landstraße. // Ach wäre ich ein Pflasterstein, // ich könnte längst im Westen sein.“¹⁾

Zehn Jahre später, an einem warm-goldenen Herbsttag, saß ich im Schatten eines Baumes auf *Stumpf's Hof* und ließ mir von der Kellnerin zum Glas Löbnitzer Wein das Dresdner Telefonbuch bringen. Ich musste dringend Rosenlöchers Adresse herausfinden, um ihm wenigstens ein Postkärtlein zu schicken. Ich hatte sie nämlich gesehen. Nicht auf der Pirnaer Landstraße, sondern hier, direkt vor der Tür, auf dem Anger von Alt-Kötzschenbroda! Sie waren wieder da! In riesigen Haufen lagen sie bereit – die einst verkauften Pflastersteine. Wie der Dichter es sich einst erträumte, waren sie am Ende doch von ihrer „Dienstreise in den Westen“ zurückgekommen. Ob nun wirklich aus „Hunsrück oder Taunus“ oder – sehr viel wahrscheinlicher – jetzt aus einem namenlosen böhmischen Dorf ... auf jeden Fall stand hier „Technik von drüben“ in ausreichender Menge bereit, um den schändlichen Vorgang des Jahres '89 rückwärts abzuspuhlen: Glatter Asphalt raus, Holpersteine rein.

Noch bevor in Dresden die erbitterten Debatten um die Neumarktkulissen überhaupt entbrannt waren, hatte das wohl berühmteste unter Radebeuls Gründungsdörfern bereits seine

märchenhafte Zeitreise absolviert. Die hier aber eher an eine *Zeitschleife* denken ließ, denn: Alt-Kötzschenbroda war *optisch* wieder in der ganz alten Zeit, und somit *praktisch* in der Welt von morgen angekommen.

So also musste man sich nun einen Karrieresprung vorstellen – vom *Weinbauerdorf* zum *Weintrinkerparadies*. Haus für Haus streifte die alte Dorflage ihre Aschenputtel-Vergangenheit ab und begann in Weiß, aber auch in Taubenblau, Kaisergelb, Ziegelrot und anderen kräftigen Farben zu leuchten. Heute kann man in verwunschenen Winkeln dezente neue Wohnlagen zu entdecken, bei denen auf Schritt und Tritt das sorgsam formulierte Leitbild regiert. Die Hand der Architekten – mal kontrollierend, mal schmückend – waltet überall. Und die Bewohner machen mit: Gerätschaften und Blütentöpfe rund um die sandsteinernen Eingangsstufen sind im Geschmack der Landhaus-Magazine arrangiert. Auslagen und Preisschilder in Läden und Gasthäusern sind von Hand beschriftet. Nur eines sucht man, nach all der Modernisierung, vergeblich: die Ahnung vom alten Dorf. Denn war das nicht in erster Linie harte Arbeit gewesen, zu der auch dampfende Misthaufen gehörten oder das Quiecken der Schweine am Schlachttag? Nun umschmeicheln „Fachwerkhäuser mit kontrollierter Lüftung ... des Großstädtlers sensibles Seelchen mit einem Hauch von Traditionellem, ohne dass der zugehörige Körper nach Schweiß stinken müsste“, wie es kürzlich in der *Bauwelt* hieß, zu einer Ausstellung über – sage und schreibe – Gummistiefel als teure Premiumprodukte der Modeindustrie.

Rund um den Anger von Alt-Kötzschenbroda jedenfalls kann der Besucher sich zwischen bald zehn Kneipen entscheiden. Die alte Schmiede ist jetzt Stadtgalerie. „Am Abend tummelt sich hier die ‚Szene‘. Maler, Musiker, andere Kulturarbeiter, Rechtsanwälte, Architekten und Neueinwohner plaudern bei rotem und weißen Wein“⁽²⁾, freute sich das lokale Feuilleton. Wobei in der Gleichsetzung von „*kreative Berufe*“ und „*Neueinwohner*“ eine aufschlussreiche Information steckt. Dass diese Entwicklung – Soziologen nennen sie *Gentrifizierung* – nicht von vornherein beabsichtigt war, will man den Initiatoren der Angersanierung gern glauben. Doch es war wohl wie im Märchen vom Topf mit dem süßen Brei: Den gutgemeinten Anfang machten wie immer alternative und ökologische Projekte – der Eine-Welt-Laden, ein Reformhaus, eine Möbelwerkstatt, ein Frauencafé. Die Stadt engagierte sich mit Kulturamt, kommunaler Galerie, Familienzentrum und Jugendclub. Dann zogen die Keramiker, Grafiker, Architekten ein, in deren Schlepptau kamen die Boutiquen, die Kramläden für nutzloses Allerlei und – eben – die Kneipen. Vom alljährlichen Weinfest schwärmt mittlerweile halb Sachsen.

Und ich? Ich gestehe: Ich schwärme für Naundorf! Die einprägsame Typologie der schmalen Dreiseithöfe, diese klar lesbare Spur einer längst vergangenen Produktionsweise, der die ganze Gegend ihre bleibende Eigenart, das Faszinosum ihrer fast südländischen Kultur verdankt, fesselt mich stets aufs Neue. Die wie durch ein Wunder erhalten gebliebene Substanz, sichtlich gepflegt und nach Einhaltung aller Reparaturstandards fit für die nächsten Jahrzehnte! Wie von Geisterhand bewirtschaftet und so an alte Allmende-Tradition erinnernd der Anger: Auch ohne Ausschank lädt er zum Verweilen ein. Denn selbst im sonnigsten Elbtal besteht das Leben ja nicht ausschließlich aus Wein, Weib und Gesang...

3. Ausflug: Schloss Wackerbarth

Da wir nun – in Radebeul unausweichlich – beim Wein angekommen sind, will ich zu meinem dritten Ausflug ansetzen. Er führt uns zu einem Platz, der mir immer ganz besondere Freude bereitet. Sie merken schon, dort war ich öfter. Auch früher schon, als hier wie überall die vorherrschende Hausfarbe noch ein fleckiges Grau war und man Kaffeehaustische gern mit karierten Tischtüchern deckte. Selbst in jenen Zeiten war der Park am Schlösschen Wackerbarth's Ruhe schon immer einen besinnlichen Spaziergang wert. Wie sehr man dessen unvergleichliches Elbtalflair, dieses barocke Kleinod mitsamt den malerischen Weinterrassen, durch stilgenaue Einfühlung und restauratorische Meisterschaft zu einem kulturhistorisch wie ästhetisch bedeutenden Touristen- Highlight emporzaubern konnte, hat mich (zehn Jahre ist das jetzt her) nicht überrascht. Aber damit nicht genug: Mir liegt dieser Ort heute vor allem deshalb so an Herzen, weil hier Bauherrschaft und Architekten (h.e.i.z.Haus) den Mut zu einer Begegnung der besonderen Art aufbrachten. Das überlieferte Ensemble mit einem so entschieden heutig auftretenden Produktionsgebäude zu flankieren, das in seiner gläsernen Eleganz sich keinen Augenblick vor der theatralischen Kunstwelt der Knöffels und Pöppelmanns verstecken muss, dieses Wagnis ist höchsten Lobes wert. Und Sie haben das *Ganze* ja auch in Ihre Liste der Bauherrenpreise aufgenommen.

Allerdings wurde mir, als ich in Ihren Dokumentationen nach den Preisen des Jahrgangs 2004 forschte, immer nur ein Foto des in frischem Weiß erstrahlenden Barockschlosses serviert. Und der Neubau? – Fehlanzeige. Erschien Ihnen bei der öffentlichen Präsentation der prämierten Objekte diese, *Ihre* „Gläserne Manufaktur“ dann doch zu „modernistisch gewagt“? Ich mag das nicht glauben, denn andere Vorzeigeobjekte dezidiert heutiger Architektur – etwa Ulf Zimmermanns Berufsschule, die Wohnanlage Weinbergstraße, natürlich Ihre atemberaubende

Feuerwache – finden ja Platz in der Reihe jener baulichen Taten, die Sie zu Vorbildern erklären in der Baukulturlandschaft Radebeul.

Doch zurück zu Schloss und Gut Wackerbarth. Wo, wenn nicht hier, da derart unterschiedliche Architekturepochen in ein so beglückend harmonisches, ein ästhetisch gleichrangiges Verhältnis gekommen sind, wo, wenn nicht hier, sollte man über das **HISTORISCHE jeglicher** Baukultur nachdenken können. Denn als historisch wird hier, deutlich wie selten, jener Zeitenfluss sichtbar, jene Aufeinanderfolge von Stilen und Moden, bei der es nicht per se darum geht, eine Epoche gegen die andere auszuspielen. Vielmehr gälte es herauszufinden, wodurch sich in jeder Epoche, in jedem stilistischen Rahmen die herausragenden Werke von den durchschnittlichen, und die durchschnittlichen von den missratenen unterscheiden.

Und was solche „*Kunst des Urteilens*“ betrifft, da waren wir schon einmal weiter. Ich sage das durchaus mit (selbst)kritischem Blick auf meine eigene Zunft, die ja für das Ausleuchten von Hintergründen, das Vermitteln von Kenntnissen und Hochhalten von Maßstäben zuständig ist – und nicht nur für – hin und wieder durchaus unterhaltsame – Schau-Ringkämpfe.

Weil ich glaube, dass Ihnen das heute überwiegende, kurzatmige und in Routinen einher plätschernde Reden und Schreiben in den Medien über Architektur und Denkmalpflege – oder ganz allgemein: über Baukultur – hinreichend vertraut ist, möchte ich an dieser Stelle aus einem Fundstück zitieren, welches einem wieder mal vor Augen führt, wie sehr sich nicht nur *Baugepflogenheiten* im Lauf der Jahrzehnte ändern, sondern auch *Schreibepflogenheiten*. Was ja wohl auf andere *Denkgepflogenheiten* schließen lässt.

Als im Jahr 1962 die Technische Hochschule Braunschweig ihr neues Audimax einweihte, lud die Zeitschrift *Bauen+Wohnen*, ein damals meinungsführendes westdeutsches Architekturfachblatt, einen Schriftsteller (sic!) ein, um über diesen jüngsten Bau Friedrich Wilhelm Kraemers, eines damals gerade stilprägenden Architekten der sogen. Braunschweiger Schule, zu schreiben. Der Autor hieß Erhart Kästner (nicht Erich!). Folgen Sie bitte seinen Ausführungen mit Bedacht, auch wenn hier kein fotografisches Bild des betreffenden Gebäudes mitgeliefert wird. Rufen Sie sich stattdessen ruhig das Ensemble der Wackerbarth-Bauten vor Ihr inneres Auge – weil es da architektonisch durchaus Verwandtschaft gibt:

Kästner schrieb (1962!):

„Der Historismus ... scheint im Begriff, sein Ekelstadium zu verlassen und zu einer gewissen Anerkennung zu kommen. Auch dies kann schlecht oder gut sein. Auch dies sind wir einmal gewesen, und also sind wir es, in irgendeinem Teil unserer Seele, auch jetzt noch. Es war

damals eben nicht möglich, einen Staatsbau anders als nach dem Muster der alten Paläste zu denken; jeder Quader staatliche Hoheit, jede Fensterachse ein Gnadengeschenk an den Untertanen, der eintreten durfte. Mochte er sich, erdrückt von Dimensionen und Aufwand ruhig ein bißchen vernichtet vorkommen, wenn er nur nicht vergaß, daß alles aus dem Großmut der Fürstenhand kam. [...]

Und nun: [jetzt kommt er auf den Neubau zu sprechen] Alles ist auf leichte Nutzung, auf Lösung der Massen und Leugnung der Quantitäten bedacht. So schmilzt die obrigkeitliche Hoheit des Altbaus dahin zur großen [...] Kulisse. So sehr ist die neue Anlage dem Sinn, dem Gebrauch und dem freundlichen Hausen verschrieben, so offensichtlich gehören Forumplatz, Terrassen und Wandelgänge dem studentischen Volk, [...] *Wenn man weiter nichts wüßte von einem Land und sähe bloß Bauten wie diese, so müßte man denken, hier hausen freie, ausgeglichene, kühl und klar denkende, unverkrampft lockere, musische, glückliche Menschen.* Nun, was nicht ist, kann noch werden. [...] Baukunst ist auch Erziehung.“

Ist es nur die professionelle Empfindlichkeit des selber Schreibenden, die mich wehmütig auf den Klang dieser Sätze lauschen lässt? Wo ist die Besonnenheit hin, mit der damals ein Werk der Architektur sowohl als Spiegel wie als Versprechen behandelt wurde, dass man es also auf seine Gesellschaftlichkeit genauso befragen konnte wie auf seine Zukunftsvision. In diesem hohen Bemühen um Vernunft und Schönheit gleichermaßen kam schließlich ein Wertbegriff zum Ausdruck, der heute längst nicht mehr Allgemeingültigkeit besitzt: *Dauerhaftigkeit durch Qualität.* Besonnenheit, Maß, Dauer – welch beeindruckender geistiger Horizont wurde da aufgerufen – und das gegen den Lärm und die Hektik einer Gesellschaft, die mitten im „Wirtschaftswunder“ sich gerade anschickte, mit schrillen Attraktionen und immer kurzlebigeren Moden den Massenkonsum anzukurbeln.

Dies Plädoyer gegen den Ramsch, und damit auch gegen jede Wegwerfmentalität, soll bitte nicht als kulturkonservatives Kleben am Althergebrachten verstanden sein, sondern als Appell, sich auf die älteste aller ökologischen Tugenden zu besinnen – auf sparsamen, haushälterischen Umgang mit dem, was einfach da ist. Nichts brauchen wir dringender als Ideen, wie dem grenzenlosen Verbrauch, ja der Verschleuderung von Ressourcen Einhalt zu bieten ist. Wenn wir von einer wahrhaft zeitgenössischen Kultur reden wollen, dann darf das Wissen um die Endlichkeit unserer Welt nicht mehr unberücksichtigt bleiben.

Deshalb liegt mir, von allen Ihren Vorzeigeprojekten, dieser „Erlebnis-Bahnhof“ ganz besonders am Herzen. Ganz sicher haben Sie mit ihren sonstigen orts- und heimatkundlichen

Forschungen und Pflegeinitiativen das Bild Ihrer Heimatstadt nachhaltig positiv geprägt. Aber seit nunmehr zehn Jahren setzt der Bahnhof Radebeul-Ost weit über die Grenzen des Elbtals hinaus ein Zeichen! Ein Signal, dass man die schändliche Kulturlosigkeit nicht einfach hinnehmen muss, mit der die Deutsche Bahn AG dem gesamten Land Aberhunderte von Leerstandsruinen zumutet – obendrein zumeist Bauwerke in wichtigen innerstädtischen Lagen und von ansehnlicher, wenn nicht gar herausragender architektonischer Qualität. Mehr noch als um das Bismarckturm-Projekt zittere ich mit Ihnen um das Schicksal des Bahnhofs Radebeul-West.

Mit diesem Anspruch – *Dauerhaftigkeit durch Qualität* – habe ich das Selbstverständnis Ihres Vereins hoffentlich zutreffend umschrieben. Und deshalb konnte meine eingangs geschilderte spontane Furcht sicher unbegründet sein. So, wie uns die wirklich weisen Zeitgenossen zu überzeugen versuchen, dass ein ganzheitlich verstandenes Energiesparprogramm mit dem Anschaffen eines dickeren Pullovers anfängt, so beginnt Baukultur mit der Bestandsaufnahme unseres baulichen Erbes und – sobald als möglich – einem fürsorglichen Pflegeprogramm.

Ich will an dieser Stelle – zum Ende kommend – eine These wagen: Wer sich durch einfachen pfleglichen Gebrauch in seinem überkommenen baukulturellen Bestand – egal, aus welcher Epoche – heimisch fühlt, der widersteht womöglich der Versuchung, sich darüber hinaus noch mit Bildern einer nachgemachten (oder schlimmer noch: einer frei erfundenen) Historientümelei zu umgeben. Will sagen: Wo der Umgang mit der Tradition selbstverständlich ist, zum Alltag gehört, da wachsen vielleicht auch sicheres Gespür und größere Lust, auch Neues zu wagen. Nicht um das Alte blindlings zu revidieren oder zu übertrumpfen, sondern schlicht, um die Annalen dieses Ortes auch mit Eintragungen aus unserer Lebenszeit zu bereichern. Um von unserem Tun und Lassen im Lauf der Zeiten eine Spur zu hinterlassen. Um uns selber „historisch“ zu begreifen.

Zum Schluss nun kein flammender Appell, eher etwas Besinnliches ... ein letztes Zitat. Es stammt aus einem Rundbrief, den ein guter Bekannter hin und wieder an Kollegen und Freunde verschickt; „Neue Nachdenklichkeit“ habe ich für mich diese Schreiben genannt, und ich überlasse es jetzt ganz Ihrer Phantasie, welche Profession Sie dem Absender zutrauen – ein Pfarrer? Ein Lehrer? Ein Denkmalpfleger? Ein Philosoph?

Unter der Überschrift „Alt und Neu“ schrieb er neulich: „Entscheidend aber ist der Unterschied zwischen dem Kaufen neuer und dem Reparieren alter Dinge. Denn als Teil

unserer Lebenspraxis müssen alle Dinge in unser Alltagssystem integriert werden. Man muss sie irgendwie benutzen lernen, sich also um sie kümmern. Deshalb sind ältere Menschen oft nicht willens, etwas Neues anzuschaffen. Die neuen Dinge verlangen Aufmerksamkeit, die man ihnen gar nicht schenken möchte. Sie nerven, noch dazu wenn sie gleich mit Macken geliefert werden. Repariert man dagegen die alten Dinge, stellt man auch sein eigenes System wieder her. Und da man dies durch eine eigene Aktivität erreicht hat, stellt dies auch für einen selbst keine Erstarrung dar, sondern eine Erneuerung.“

Haben wir nicht alle schon diese Erfahrung gemacht? Was uns nur lange genug treulich zu Diensten war, das wächst uns allmählich von ganz alleine ans Herz. So entsteht Anhänglichkeit – in Familien- und Freundeskreisen nicht anders als in einer Nachbarschaft, in einer Stadt. Natürlich auch in Radebeul.

Ihr Verein beweist es ja.

¹ Thomas Rosenlöcher: Die verkauften Pflastersteine. Dresdner Tagebuch. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1990, S. 71

² Thomas Schade: Abfahren auf Kötzschenbroda. In: *Sächsische Zeitung (Magazin)*, Dresden 3./4. Juni 2000